

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1920

391 (28.8.1920) Volk und Heimat

Volk und Heimat der süddeutschen Grenzmark

Nr. 35.

Karlsruhe, Samstag den 23. August

1920

Dr. Wilhelm Groos / Familiengeschichte.

Die Familie, die kleine und die große, die Sippe, war die Grundlage der Stämme und Völker und ihrer Staatenbildung. Während nun die Geschichte letzterer in der Schule gelehrt wird, ist die Pflege der Geschichte der Familie deren einzelnen Gliedern überlassen, vom Zufall abhängig, ob sich eines darum annimmt. Beim Adel, dem geschichtlichen, mit Grundbesitz, trifft das regelmäßig zu — schon des Familienbesitzes halber. Aber warum soll die bürgerliche Familie weniger Sinn für die Geschichte der Vorfahren haben? Auch sie kann aus ihr manches lernen für die Gegenwart wie für die Zukunft — selbst gewinnen und Nutzen ziehen. — Bei ihr wirkt freilich oft der Mangel eines Stammbaums erschwerend: in der Mietwohnung fehlt leicht ein geeigneter Raum zur Verwahrung größerer Mengen alter und neuerer Schriften und was davon vorhanden, fällt Umzügen zum Opfer. Die Alten sterben und damit mündliche Überlieferungen; die Jugend hat für ihre Mitteilungen wenig Verständnis und kommt es den Herangewachsenen, dann ist es meist zu spät. Es waren besondere Umstände, die für mich eine Ausnahme begründeten, durchaus nicht eigenes Verdienst. Auch ich war ein Bub wie die anderen, der nur mit halbem Ohr auf die Erinnerungen der Mutter, die Erzählungen einer alten Magd hörte. Aber alte Schriften, sehr alte sogar, das war doch etwas anderes für einen wissenschaftlichen jungen Menschen und die kamen dem 17-jährigen in die Hände, als die Tante Korn, bei welcher der 84 Jahre alt gewordene väterliche Großvater, der 3. Zl. weit bekannte Seelenarzt Dr. Friedrich Groos, 1857 sein Leben beendigte, von Karlsruhe wegzog. Beim Abschiedsbesuch hatte ich sie getroffen, wie sie eben ein Heft alter Schriften ins Ofenfeuer geschoben, einen ganzen hohen Stoh ähnlicher neben sich auf dem Boden. „Was sind das für Sachen?“ — „Alte Familienschriften.“ — Das eine Heft glimmte schon, zerfiel, als ich es aus dem Ofen herausziehen wollte, aber die Hauptmasse konnte ich so retten und habe sie seitdem als kostbaren Schatz, als wertvolles Familiengut, sorgfältig aufbewahrt. Zuerst im väterlichen Hause zu Forzheim; der Mittel- und spätere Hochschüler konnte sie nicht mitführen, hatte auch nicht die Zeit, sich daran zu vertiefen. Der Rechtspraktikant in seiner Karlsruher Zeit beim Amtsgericht begann aber damit in den Abendstunden, statt zum Bier zu gehen und arbeitete sich zunächst durch das älteste der Schriftstücke, ein in Schweinsleder gebundenes Tagebuch eines Ahnen — des im Jahre 1618 geborenen . . . Groos — in dem kurz seine Jugend und dann ausführlich die 13-jährige Wanderjahre als Handwerker durch halb Europa in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges beschrieben ist. — Papier und Tinte waren gut, die Schrift ohne besondere Schwierigkeiten zu lesen; aber ich schrieb doch damals schon nach und nach die paar hundert kleinen Seiten ab, um einen besseren Uebersicht zu gewinnen, was mir nun zum Vorteil geworden. Später verschaffte ich mir mit Hilfe von Frau und Töchtern schneller zu überlesende Abschriften auch anderer ähnlicher Lebensaufzeichnungen des Sohnes und Entfels jenes Vorfahren, des . . . Groos, was bei der neueren und besseren Schreibweise der Späteren — Pfarrer, Beamter, Arzt, Fabrikant — nicht nötig war. — Ganz hat so die Beschäftigung mit der Familiengeschichte nie geruht; es war hauptsächlich die Fortführung des übernommenen Stammbaums und seine Ergänzung durch einen großen Seltenwagel, der durch die Verlegung eines zweiten Sohnes als „Amstetter“ in die badisch gewordene Grafschaft Sponheim auf dem Hunsrüd zwischen Nahe und Mosel erwachsen war. Dort hatte ich schon 1808, veranlaßt durch einen Hunsrüder Wetter, mit dem ich als Student im Hause des Verlagsbuchhändlers Julius Groos in Heidelberg bekannt geworden war, persönlich angeknüpft und habe gerade 25 Jahre später auf einer Wanderung in den Moselgebirgen mit meiner Aeltesten den Faden wieder aufgenommen, um die Beziehungen auch auf das junge Geschlecht fortzuspinnen. — Zu regelmäßiger Beschäftigung mit der Familiengeschichte ließ freilich der Dienst des Bezirksbeamten mit den vielen auswärtigen Geschäften und den gesellschaftlichen Verpflichtungen neben der Lebensarbeit für bedrängtes Deutschland an und vor unseren Grenzen nicht die Zeit. — Doch kam es immerhin auch zu einer und der andern kleinen Veröffentlichung durch besonderen Anlaß; und der durch einen Unfall gebotenen mehrwöchigen Enthaltung von Geschäften des Dienstes hatte ich auch einen Auszug aus dem gesammelten, inzwischen aus dem Nachlaß einer anderen

Verwandten vermehrten Schriftstoff zu danken, als Unterlage für die „Geschichte einer bürgerlichen Familie durch 3 Jahrhunderte“. — Das Scheiden aus dem Bezirksdienst brachte die freien Abende und Sonntage zu Ausnützung des reichen Stoffes durch Aufsätze verschiedenster Art, von denen Abdrude an den Verwandtenkreis gingen und gehen, als dessen Verwalter dieses Familienarchivs ich mich ansehe, so daß auch ein Verlust der Urschriften die Uebersetzung nicht unterbräche. — Dazu hatte die Verlegung nach Karlsruhe in den Verwaltungshof unmittelbaren Verkehr im General-Landesarchiv gebracht, bei dem sich in alten Dienstaften Ergänzendes fand, vor allem aber der Faden Stammbaum und Geschichte unserer Sippe noch weiter zurückführen ließ — mit der für solche Familienforschung nötigen sachmännlichen Beratung. — Bis auf eines Jeremias Groos (die Schreibweise des Namens hat bis etwa 1750 gemeinhalt), „Schultheiß in Elmendingen um 1500“ hatte unser alter Stammbaum zurückgeführt, ein Zusammenhang mit einem in Pflügers „Geschichte der Stadt Forzheim“ genannten Hans Groos, der Selter, war zweifelhaft geblieben. Da, nachdem ich Wochen lang im Landesarchiv allen auf Elmendingen bezüglichen Urkundenstoff (in Elmendingen selbst sind die Kirchenbücher vor 1689 nicht mehr erhalten) mit scheinbar wenig Erfolg durchstöbert, gelang mir am Tag vor dem Kriegsausbruch eine überraschende Entdeckung. Ich hatte in dem alten Urkundenbüchern von Elmendingen über jene Zeit des 16. u. 17. hinaus unseren Namen nicht, nur den „Groshans“ gefunden, aber nicht beachtet. Um eines war ein Umschlag von Pergamentpapier, durch ein selbste Schnur mit Wappenapfel (Bulle) fest mit dem Buche verbunden, weshalb ich in ersterem eine Urkunde vermutete. Der zuständige Archivar bestätigte das, löste den Verband und was erschien? Eine „Rekognition“ mehrerer Elmendinger, darunter eines „Groshans“ der im zweiten Satz „Hans Groh“ genannt wird — „Groshans“ also gleich mit „Hans Groh“ und damit unser Name in Elmendingen zunächst bis um 1450 weiter zurückgeführt — für den Sachverständigen nichts Auffallendes, da die Bildung von Familiennamen auf dem Land in jener Zeit noch im Gange war. Mit über 65 Jahren am 1. Oktober 1914 in den Ruhestand verlegt, aber des Kriegs halber den Dienst freiwillig weiter tuend mit gesteigerter Arbeit bis Ende Oktober 1919, mußte ich mich zunächst mit dem Erreichten begnügen, hielt bei meinem Alter auch andere Tätigkeiten auf diesem Gebiet für gebotener. Mit Hilfe eines geschickten Zeichners konnte ich die Glieder nicht nur meiner väterlichen Familie sondern auch der meiner Mutter und Frau mit sauberen Abdruden der auf festem Papier mit Tuschezzeichnung neu aufgestellten Stammbäume Groos, Kampf und v. Stöffer versorgen, und im Ruhestand werden nun die Vorarbeiten der früheren Jahre genutzt, um durch Einzelaufsätze, von denen Abdrude den Beteiligten zugehen, allmählich eine nicht nur auszugswiese, sondern auch urkundlich belegte Geschichte unserer Sippe Groos zu erstellen. Daneben läuft für die unmittelbaren Nachkommen die Sichtung und Ordnung der Schriftstücke der Eltern und natürlich der Eigenen her.

Wenn ich das alles so eingehend erzähle, — nicht um ein besonderes Verdienst meiner Arbeit zuzumessen, sondern um andere anzuregen zu ähnlichem Tun. Wer alte Familienschriften hat, soll sich der Pflicht nicht entziehen, deren Inhalt der Öffentlichkeit — denn sie geben auch etwas zur allgemeinen Geschichte — wenigstens aber dem Verwandtenkreis zugänglich zu machen; zunächst sie wenigstens gut zu verwahren und, wenn dieses bei den Nachkommen nicht als gesichert erscheint, einem Archiv in Verwahrung zu geben. — Und wenns keine alten Schriften sind, dann wenigstens, was von den Eltern und Großeltern noch da — soweit es irgend eine fortdauernde Bedeutung haben kann, erhalten, ordnen, heften. — Forschendes über Geburts-, Heirats-, Sterbetage, auch von weiteren Vorfahren, kann durch Anträge bei Bürgermeister- und Pfarrämtern nachträglich festgestellt werden. Die schöne Sitte der Tronbibeln gibt Gelegenheit zu weniger als sonst dem Verluste ausgelegten Eintragungen. Schade freilich, daß sie rückwärts nur Platz für die Namen der Eltern des jungen Ehepaars lassen. Aber ein Anfang ist damit wenigstens für die Zukunft gemacht. Und es gibt auch besondere Familienbücher mit Vordruck für sonstige Geschwinde, die Aufzeichnungen erleichtern. Nichts Wesentliches nur dem Gedächtnis anvertrauen! Unserer schnelllebigen Zeit tut es doppelt not, die Zusammenhänge mit den Vorfahren zu wahren. —

Herbert Eulenberg / Fünf Minuten vor Zwölf.

Eine Bassermann-Anekdote.

Wenige wissen wohl, daß dieser auf seiner Stimme wie auf einem struppigen Gaul herumreitende große Schauspieler einen Vorgänger in Jffland gehabt hat. Auch dessen Organ hatte nach dem Urteil seiner Zeitgenossen wenig Klang und nur geringen Umfang. Auch er mußte deshalb seine Betonungen mehr durch Dehnungen hervorbringen, wodurch sein Vortrag oft unnatürlich und schleppend wurde. Auch ihm widerfuhr es darum schon, wenn er im leidenschaftlichen Ausdruck höhere Tonstufen wagte, daß seine Stimme dann leicht in ein kreischendes, oft beinahe komisch wirkendes Falsch umschlug. Man höre nur, um Ben Alibas Weisheit wieder einmal bestätigt zu finden, was Tied in seinem „Phantasia“ über Jfflands Spielweise sagt. Es könnte gestern auch über Bassermann geschrieben worden sein: „Jffland hat für seine Tonlosigkeit ganz eigene Modulationen erfinden müssen, woher jenes Zurücksinken der Stimme, jenes Husten, die Pausen, das Stottern der Verlegenheit und, um Effekt zu machen, dies plötzliche Aufkreischen nebst andern Auswegen entstanden sind; künstliche Behelfe, teils um den Mangel zu verdecken, teils um aus diesem Mangel eine Art von Schönheit zu bilden. Dies aber ist es gerade, was an ihm bewundert, ja ihm nachgehahmt wird, und aus welchen Schwächen und Mängeln eine Kritik der Kunst und eine Schauspielerhochschule sich zu verbreiten anfängt, die geradezu alles umkehrt und die Sachen auf den Kopf stellt.“

Es muß hervorgehoben werden: diese gedehnte Sprechweise schafft, wie es schon Tied angenehm auffiel, auch ihre eigenen Reize. Gewisse abgedroschene Sentenzen zeigen plötzlich wieder ihren höheren Sinn in solcher Klangart. Manches bekommt eine neue Beleuchtung, und oft werden dadurch Tiefen und Abgründe in einer Dichtung aufgerissen, an denen wir, ohne daß die auseinandergezogene Stimme uns auf diese Klüfte wies, wie im Dunkeln vorübergeglitten wären. Zuweilen kommen auf diese Weise, wenn das Organ zurückgezogen sich undeutlich hernach wieder Bahn bricht, auch herrliche Naturlaute heraus, die Kunstkenner bereits bei Jffland rühmten. Bei Bassermann fand ich sie besonders in seiner Wiedergabe des „Othello“ gut. Beispielsweise an der Stelle, wo dieser Sohn der Wildnis auf Zypern wieder seiner jungen Ehefrau Desdemona begegnet und nun seine Freude in rohen, aber erschütternden Tönen fast kanibalisches hervorbringt, bis sich mühsam die ersten Worte bilden: „O meine holde Kriegerin!“

Jedenfalls ist dies Mittel der Dehnung der Worte, mag sie nun wie bei Jffland in handverlesener oder wie bei Bassermann in mannheimischer Mundart erfolgen, zu billigen, wenn dadurch eine von Natur mangelhaft ausgerüstete Stimme überwunden wird. Auch dann kann freilich dieser Fehler nur ausgeglichen werden, wenn, wie bei den beiden genannten großen Schauspielern, der Reiz einer besonderen Persönlichkeit dahinter zittert. Und gelegentlich bleibt ein Unbehagen über den hartnäckigen, wenn auch siegreichen, Kampf des Sprechers mit seiner Stimme in den Ohren der Zuhörer zurück. Der heldenhaft im Selbstmord gestorbene Berliner Schriftsteller Felix Poppenberg wußte hier von einer ergötzlichen Geschichte zu erzählen. Poppenberg gehörte zu den nicht sehr zahlreichen Kunststärkern, die ihren Beruf mit Liebe ausübten und eine durch nichts herfordbare Zuneigung für das Theater haben. So wohnte er auch

jener Erstaufführung des „Don Carlos“ bei Reinhardt bei, in der Albert Bassermann zur Bewunderung Berlins den „König Philipp“ spielte. „Ende nach 11 Uhr“, stand auf dem Zettel. Eine etwas ungenaue, verschwommene Zeitangabe. Da Poppenberg nur einen Platz für den Abend gewährt bekommen hatte, so war er leider gezwungen, diejenige seiner vielen Freundinnen, die gerade zurzeit seine Favoritin war, daheim zu lassen. „Der „Don Carlos“ ist ein sehr langes dramatisches Gedicht von Schiller“, erklärte er ihr in seiner überlegen lächelnden Art beim Abschied: — „Ende nach elf? Wir wollen uns auf zwölf Uhr im Vorraum des Theaters an der Abendkasse treffen. Sei bitte pünktlich! Wir soupierten dann hinterher göttlich zusammen!“

Es war in jener reichen, seligen Friedenszeit, in der man solche Verabredungen schließen konnte. Der „Don Carlos“ rüdte weiter in seiner ungekürzten Form. Längst waren schon die erschütternden Stellen vorüber, in denen Bassermann, als König Philipp sich freude in seinem Escorial die weißen Hände an einem Holzkaminfeuer wärmt. Einjam und von Eifersucht viel tiefer noch zerfressen als der Mohr von Venedig. Längst verklungen waren die Worte, die Bassermann rührend wie ein von allen Verlassener zu seinem Himmel gebetet hatte: „Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht!“ Und soeben war bereits jene letzte Szene vorbeigezogen, in welcher der neunzigjährige blinde Großinquisitor seine grauen königlichen Schüler in den Elementen der Manarchentum überhört. Köchelnd hatte Bassermann die Verse hervorgeführt: „Es ist mein einziger Sohn — Wem hab' ich gekannt?“ Und die kälteste Antwort aus Priestermund ward ihm schon geworden: „Der Verwesung lieber als der Freiheit.“ Schnell war danach das kurze Abschiedsgespräch zwischen der Königin und ihrem sie unglücklich liebenden Sohn, dem Prinzen, verflattert. Und nun stand der Vater und König zwischen ihnen, Bassermann zu Basalt versteinert, und hatte nur noch kalt und still jenen letzten Vers zu sagen: „Kardinal, ich habe das Meinige getan. Tun Sie das Ihre.“

Verstohlen drückte Poppenberg seine goldene Taschenuhr auf. Es war fünf Minuten vor zwölf, als Bassermann andröhte: „Kardinal —“ Gerade um Mitternacht konnte Poppenberg, wie vereinbart, im Vorraum des Theaters zur Stelle sein. „Man denke sich mein Erstaunen!“, so pflegte er zu berichten: „Als ich mich zum Schluß des Stückes von meinem Platz erhebe und wieder nach der Uhr sehe, zeigt mein Chronometer halb eins an. Fünfunddreißig Minuten hatte also Bassermann für jene zehn Worte gebraucht.“ Und dann ahmte er aufs vorzüglichste die langgezogene, Silbe auf Silbe schwer gebärende Sprechweise des von ihm leidenschaftlich verehrten Künstlers nach.

„Das Tollste dabei war“, so schloß Poppenberg diese Geschichte stets, „daß ich mich, wie ich gleich meiner ungebildigen Freundin beteuerte, während dieser über eine halbe Stunde dauernden mühseligen Prozedur nicht eine Sekunde langweilte, ja die Zeit überhaupt — vergeiß' mir, chérie! — gänzlich vergessen hatte.“

So wirksam vermochte die Persönlichkeit dieses Schauspielers die Menschen zu verzaubern und Fehler der natürlichen Anlage durch die Kunst zu übertrumpfen.

Briefe aus Haus und Volk.

V.

Dem grauen Alltag.

Daß ich der Süßigkeit deines Mundes mild werden sollte, Geliebte, daß es einmal für mich etwas Reineres gäbe, als dein braunes Haar anzurühren: dies schenkt uns sehr fremd. Doch . . . laß mich davon sprechen. Denn auch graue Stunden werden über uns sein, und da wir den Mut finden wollen von ihnen zu wissen, wird Kraft in uns sein, ihrer Herr zu werden.

Man sagt unsern heranwachsenden Töchtern: „Freu dich deiner Brautzeit; auch wenn dein Leben voll sein wird von allem, was lebensfröh macht, Besseres wird dir nie werden.“ Man sagt ihnen: „Sieh nicht vorwärts, schließe die Augen vor allem, was häßlich ist, freue dich der Stunde, die dich besißt. Dein Leben wird das Unschöne an dir, das Häßliche an deinem Geliebten, davon keiner frei ist, früh genug aufdecken.“ Warum wollt ihr euer Kinder

unküßlich machen zu einem Kampf, den zu kämpfen unser Glück und unser Leben ist? Wir, Liebste, wollen nicht so töricht sein! Ich will dich nicht einhüllen in den falschen Glauben, daß alles in mir sei, wie du es mit deinen bräunlichen Augen zu sehen wünschst. Ich will dir ehrlich sagen, daß Stunden über mir sind, in denen etwas, das vergessen sonst in mir schläft, aufwacht, etwas, das mich treibt, aus entstellten Augen dich und mein Leben und mein Schaffen entsteht zu sehen. Ich will auch dies ehrlich zu dir sagen: vielleicht wird einmal ein Wunsch in mir aufspringen, nach eines andern Weibes Schönheit. Vielleicht werde ich schwere Stunden darum haben und dich anklagen, daß du mir die Freiheit der Wahl genommen, daß ich unfrei durch dich geworden sei. Du wirst den Weg finden, auf dem ich über mich hinwegkommen muß. Du wirst mir zeigen, daß du mir die Freundin bist, die auch über Fehler, über Jähzorn und Verletzung mich sieht, wie ich nur ihr gehöre. Das Beste wird aus deinem Vertrauen erwachsen: Scham vor jenem Fremden in mir. Und über

alles — Jörn und Argwohn, Klatsch und Neid hinweg — ist dein und mein Glauben.

Aber es sind auch Stunden, die grau sind von Alltag, in denen es kalt in uns ist, die uns das Wissen wehren wollen, daß über Nebel und Schatten immer ein klarer Tag steht: wir werden einander vorübersehen und bitterer Geschmack von häßlichen Worten wird auf unsern Lippen sein. Laß es uns so halten in diesen Zeiten: laß mich dahin gehen, gehe du dorthin. Suche dir eine Zerstreuung, heiß mich eine Arbeit suchen oder etwas, das uns über den Tag fort helfen wird. Denn, Liebste, nicht Leidenschaft und Jörn und Unglück sind die Boten der Gleichgültigkeit: die Erinnerung an ungefüllte, laute Stunden ist es, die Mann und Weib einander gleichgültig und unbegehrnt macht. Und wir wollen uns dann auch vor Worten hüten, Worte, die fremd aus uns sprechen, von denen wir wissen, sie sind unwahr, sie haben nichts mit uns, mit unserer Liebe zu tun, Worte, die kühl und sicher aus uns kommen und von denen wir kaum den Sinn wissen: Worte aber, die sich in des andern Herz pressen, daß er in dunkeln, schlaflosen Nächten damit kämpfen muß, Worte, die den Glauben wurzellos und das Vertrauen ohnmächtig machen.

Laß es uns ruhig belassen, wenn es grau in uns ist. Du oder ich, einer wird darüber hinaus wieder das große Wort finden, das wie ein guter Sturm den Schleier über Sonne und Blau aufwärtsreißt.

VI.

Vom Kampf gegen die Mode.

In allem was wir tun, Liebste, soll der Glaube sein an unser Weiterkommen. Was wir wollen, mit was wir uns umgeben, was wir als Freude in unser Haus tragen: es soll ein Werden darinnen sein. Wir müssen Sitte und Glauben, Haus und Kleid unbekümmert für uns finden — unbekümmert um das, was draussen gift, und ich und du wollen immer fester werden in dem starken Gefühl, daß wir ein Stück aufwärts müssen in unserm Leben.

Was ich dir von unserm Hausgerät gesagt habe, laß es auch für unsere Kleider gelten. Hilf mir kämpfen dagegen, daß wir einen Zwang über uns dulden sollen. Daß wir die Sklaven unserer Schneider, unserer Putzmacherinnen sein sollen. Bismal haben mir kluge und lebenswerte Frauen vorgehalten: „Sie fragen, warum ich dieses Modesteid, warum ich jenen Hut trage? Man zwingt mich dazu! Ich bekomme nichts anderes zu kaufen! Wo ich hingehere, regiert das, was eben an der Tagesordnung ist. Und will ich meine eigenen Wünsche durchsetzen, laßt man über mich. Ich habe schon viel damit getan, daß ich mich vor dem Ausschweifendsten zurückgehalten habe. Es ist schwer genug, sich bei dieser Mode relativ einfach anzuziehen!“

Warum legen diese, die Freude am Einfachen, Sehnsucht nach dem aus ihnen Gewachsenen haben, so die Hände in den Schoß und

machen Mode und Ton kräftiger und mächtiger jede Stunde? Weil sie sich vor dem Lächeln einer Verkäuferin, vor dem geringschätigen Blick einer guten Freundin fürchten? Warum sind es nicht diese klugen und liebenswerten Frauen, die hier zu Weiberinnen für eine neue Kleider- und Hauskultur werden?

Das reinste Recht des Weibes: Führerin sein in allem, was das Haus, die Ehe, die Familie zu einem Boden macht, der immer fruchtbarer trägt, hab ich nie genug erkennen und verkünden können. Ueber alles andere Geschöhen, über Staat und Religion, über Kunst und Wissenschaft, über technisches Weiterkommen hinweg, war doch eigentlich immer in Frauenhand die Zukunft gelegt, Werden und Wachsen darin behütet und die Kraft unserer Kinder: starke Stirnen, helle Augen und ein festes und unbeugsames Vorwärtswohlen.

Drum soll das Weib auch Hüterin sein dem, was im Umkreis ihrer Hände lebt. Sie soll nicht die Jugend ihrer Kinder nur, die Reinheit des Geschlechtes hüten, Glauben ansuchen und der Hoffnung immer aufs neue die ewige Lampe speisen: sie soll auch die Hüterin des Geschmacks sein. Kämpferin werden gegen eine unfröhliche Mode! Beschützerin der Tiere, die einem sinnlosen Modebefehl zum Opfer fallen sollen! Schöpferin ihrer Haus- und Kleiderkultur.

Was zu dir gehört, mein Weib, kann dir keiner sagen in Läden und Verkaufsstellen. Du selbst mußt deine Form, deine Farbe, den Fall deiner Kleider kennen. Nimm deine mühsigen Stunden zusammen, schöpfe deine künftigen Freuden, an alle Stunden künftiger Entscheldungen, die dich daria finden werden. Du mußt Festes treude und Dank für fördernde Schmerzen daretin weben. Eine Ranke, einfach, in gewählten Farben, von deiner Hand auf dein Kleid gestickt: du hast Wehr und Waffe gegen Mode und Torheit. Denn sieh: nicht nur die Form deines Leibes scheint einstellt, dein Gang unschön, dein Gesicht steif und ängstlich durch das Kleid, das man dir aufzwang, du machst auch dein Taneros unfrei damit. Hilf mit, deine Schwestern aufzurufen zu eurem Bund. Schafft, webt in der Stille: alles Große ist aus der Stille, aus der Sammlung heraus entstanden. Wehre deinen Schwestern zu lärmern in der Öffentlichkeit, daß man nicht des Weibes Namen verzerrt und verächtlich aussprechen lerne. Wir wollen, daß auch das Haus bester! Aber wir wissen, daß alles, was wir begehren, nur ein Reichum ist, heimgetragen aus eurer Händen, aufgebüht aus eurer Heimat.

Warum suchen wir nach alten Stücken, in denen uns eine alte, gepflegte, sorgfältig gehütete Kultur emporkommt? Was anderes will diese Sehnsucht in uns, als das: uns zum Mitmachen aufzurufen an dem, was zu uns gehören muß was unser Neues heißt! Wenn jeder, wie du und ich, diese Sehnsucht in seine Kinder gibt, dann ist kein und Wachstum heget und behütet, und aus ihnen wird die Kultur der Maschinenzeit — dieses Chaos, in dem jeder Wert zu sammengeschmolzen und neu geprägt werden muß — selbstbewußt und kraftvoll herauswachsen.

Will Vesper / „Der Schatten“

Ein Gleichnis.

Ein Mann stand im vollen Sonnenlicht und blatte seinen Schatten an, der da neben ihm auf der Erde lag und mit ihm ging, sich bewegte, stille stand, ganz wie der Mann selber tat. Lange sah er den Schatten an, dann sagte er: „Mein lieber Schatten, was bist du eigentlich für ein seltsamer Geselle? Du hast einen Kopf, Arme, Beine wie ich. Du bewegst dich, du laßt als ob du lebst. Und doch bist du eigentlich garnichts. Wenn ich aus der Sonne gehe, oder wenn es Nacht wird, so bist du garnicht mehr da. Oder bist du doch da? Denn sowie ich in die Sonne trete, sehe ich dich gleich wieder vor mir und als wärest du nie fort gewesen. Was ist das mit dir?“

„Darüber habe ich nie nachgedacht“, sagte der Schatten. „Ich bin froh, daß ich da bin. Das ist ja richtig, daß ich ohne dich nicht sein kann und daß ich von dir und der Sonne abhängt. Aber deshalb brauchst du nicht so auf mich herab zu sehen. Denn du, hängst du nicht vielleicht auch von irgend etwas ab, ohne das du nicht sein könntest. Ohne die Sonne z. B. könntest du auch nicht sein, auch nicht ohne den Regen und ohne alle die anderen Dinge. Du bist also wohl auch nichts anderes als ein Schatten von irgend etwas anderem, mein Lieber, so wie ich nur ein Schatten von dir bin. Und wenn ich in der Dunkelheit verschwinde — verschwindest du nicht auch in der großen Nacht des Todes?“

„Ja“, sagte der Mann, „das ist wohl richtig. Aber du kommst wieder. Wenn du gleich verschwunden bist, so bist du gewisser-

maßen doch da. Ich brauche nur in die Sonne oder irgend ein Licht zu treten, so sehe ich dich.“

„Reinst du wirklich“, sagte der Schatten, „es sei mit dir anders? Da auch du nur ein Schatten aller Dinge bist, und diese Dinge, Sonne, Mond und alle Gestirne und alles, was ihr das Leben nennt, ja wohl nicht aufhören und verschwinden, so kannst du, als ihr Schatten, wohl auch nicht verschwinden, wenn man dich gleich in der Nacht des Todes nicht sieht. Es brauchte nur wieder das richtige Licht hereinzufallen und du würdest von neuem sichtbar. Oder meinst du, daß es anders ist?“

„Es hat vielleicht nicht viel Zweck, darüber nachzudenken, lieber Schatten“, sagte der Mensch.

„Nein“, sagte der Schatten. „Aber weil du gefragt hast. Ich bin jetzt ganz gewiß da. Das genügt mir. Und lebendig bin ich auch, das merkst du wohl an den Gedanken, die ich dir eben gemacht habe.“

„Ja, das merke ich“, sagte der Mann, ging weiter und dachte: „Was man alles von seinem Schatten lernen kann, der doch eigentlich Nichts ist. Und von wem kommen nun eigentlich diese Gedanken, von dem Schatten da, der nichts ist, oder von mir, der ich vielleicht auch nur ein Schatten bin, oder von dem, dessen Schatten ich bin? Das ist wirklich eine schattenhafte Geschichte.“

Pauline Krone-Wörner / Der spanische Brief.

Das kannte im „Sternen“ jedermann — vom Ochsner und Herde- knecht bis zum Hüterbuben — von der Großmagd und dem Keller- maibl bis zur Hühnerhüsel, daß die Meisterin — es war die alte, die anno 58 hochbetagt das Zeitliche segnete — also, daß die zuweilen das wurde, was man „hüpfelig“ nennt, wobei sie Ohrseigen austeilte, soweit sie reichen konnte. Diesen wahllosen Züchtigungen entging man nur durch möglichste Entfernung, daher war unterm Personal ein Warnungsdienst eingerichtet, der tadellos arbeitete. Sobald es hieß, die Meisterin hat geträumt — von Särgen, oder von faulen Eiern — so entstand rings um ihre weitgedachten Räder ein luftleerer Raum, der blieb bis Frau Feltz zum Rundelsatz griff. Dann durfte man sich ihr unbedenklich nahen, sie teilte keine Liebe, sondern schöne dicke Butterfladen aus.

Fataler Weise lehrte die „Hüpfeligkeit“ neuerdings so oft wieder, als von der Halte das Posthorn klang. Also dreimal die Woche. Das böse Wesen hing offenbar nicht mehr mit geträumtem oder anderem Verdruss zusammen, sondern mit dem Brief aus Spanien, der eine Unsumme Porto kosten sollte und vom jüngsten der fünf Sternens- wirts- buben war, von dem, der in Oporto die Schlingener Weinstra- Mantenhorn vertrat.

So ein Brief kam regelmäßig zum Monatsanfang, war ein ge- faltetes Papier, ohne Umschlag, aber mit grellroten Siegeln versehen. Wenn Pantraz, der Postillon es abgab, wackelte der Wirtin stattdie Rundung vor Vergnügen, so daß die Haubenbänder flogen und die Niederleittlein klirrten. Der Bote bekam von ihr eigenhändig einen Schoppen vom Herrenwein vorgelegt. Allerdings das Porto, das teure, den Preussentaler — den bekam er nicht, sondern, nachdem die Meisterin den Brief satfam angeguckt — die Siegel gezählt und mit den Fingern in den Spalt gegriffen hatte — durfte Pantraz das Schreiben wieder mitnehmen. Er steckte es gleichmütig zu Brotkrumen, Wurstschalen und Zigarrentummeln in seine fast leere Posttasche, die ihm als leichte Last am Halse hing.

Während die Postperde gemächlich die Höhe von Titisee erklim- men, übte ihr Lenker die „Drei Rosse vor dem Wagen“. Er bläht so- weit er das Gesäß kann. Jedes Jahr, das er beim Posthalter dient, lernt er einen Takt dazu. Jetzt ist er schon am vierten. Wenn er alle kann, bekommt er ein neues Posthorn. Das alte hat einen Sprung und macht gelegentlich: „Pssss!“

Das härte höchstens den missfälligen Professor, der sich neuerdings ins Postwesen mischt. So gelehrte Herren sind gemeinhin ein bißchen bettel. Und dieser ist's gar. Die Sternenswirtin nennt ihn ihr „Luft- schnapperle“ und markiert inniges Mitleid mit dem leibarmen Männ- lein. Sie füttert es mit massenhaft „Krabete“ (Eierspeise), bäckt ihm zum Kaffee „Goldhauben“ (Buttergebäck) und nötigt ihn zu Strömen von Milch. Der Herr verzehet ihr nie genug. Er mühte essen! denn er gräbt so furchtbar im Boden herum nach gräßlichen Krabbelviechern. Wer von dem Wurmezeug nicht hungrig wird, den hat der Efel inwendig erfasst und er erkrankt!

Das weiß Frau Feltz, ohne daß sie in des Carminathus Ragen- helmers „wunderfamlichem u. sehr löplichem Traum- u. Profetenbüch- lein“ nachschlägt. Sie stellt aber diesem Ratgeber folgend, ihre Schuhe verkehrt vors Bett, damit das Schneckenzeug ihr nicht etwa so ins Strickfäulein kriecht, wies bei dem Professor herumkrabbelte. Bei ge- fundem Verstand wäre er gewiß nicht rätig geworden, für einen spani- schen Brief drei Gulden zu bezahlen! Den frommen Schwestern, wenn sie sammeln, gibt man und alle brüchigen, kümmerlichen Leutlein be- kommen natürlich: Speck, Mehl und Sachen genug, aber braucht die Post Porto für einen Brief, in dem nichts, aber auch rein nichts steht? Allerdings — daß das Papier leer ist bis auf die Adresse, das wissen zwar die Eingeweihten des Carminathus Ragenhelmers, aber das Professörle weiß es nicht. So dappelt es in die Stube hinein, wie gerade der Pantraz mit umgehängtem Posthorn und in den Raden ge- hobenem Zylinder an der Kredenz seinen Stehschoppen trinkt und nach dem spanischen Brief tangen will. Dagegen hat die Sternenswirtin gar nichts, weil sie keine Bottschaft an der Art und Zahl seiner Siegel ent- gifferte.

Aber das Herrlein leibets nicht! Wie der Sperber auf ein ver- brengtes Zippl (Küchlein) führt es auf den Brief dar!

„Wie? was? von wem?“ fragt der Professor und wie ers er- gründet, gibt er dem Postillon drei richtige silberne Guldenstücke: „Laf den unfrankierten Brief hier, mein Bester! Da hast Du das Portol Was von dem Gelde übrig bleibt, ist Dein. Die Bottschaft eines fernem Sohnes an die verwitwete Mutter soll unsere Frau von ihrem dank- baren Gaste geschenkt bekommen!“

So geschah es und davon — von dem spanischen Brief, von des Postknechts einfürtigem Grinsen und von der gefährdeten Sparsamkeit — ist die Sternenswirtin stark hüpfelig geworden und bleibt's fortan für alle Posttage.

Aber ihr Widerstand gegen verrückte Professorenstrelche ist ver- geblich. Den Lehren eines „wunderfamlichen Traum- u. Profeten- Büchleins“ bleibt ihr Gast verschlossen. Man sah das frisch, als er kürzlich mit seinem Geburtstagsangebinde drei Tage vor dem Fest gratu- lierte! Wenn Frau Feltz zum voraus Präzente nimmt, hat sie — wie alle Leute in dem Fall — bis spätestens drei Monate vor Schluß ihres nächsten Lebensjahres den Tod zu gewärtigen!

„Jeggessll! Bedächt doch der Luftschnapper die weisen Gehege des Carminathus Ragenhelmers und jagte nicht seine Silbergulden dem spanischen Brief nach! Meint er etwa, er müsse die Kronentaler los werden, damit sie ihm im Beutel nicht schimmeln? Oder will er mehr aus dem leeren Schreiben herausholen, als die Sternenswirtin selber, mit ihrem in der Fremde weisenden Buben verabredet hat?“

Notes Pefschierwachs bedeutet, daß der Sohn gesund ist und je mehr Siegel auf dem Umschlag sind — zuletzt warens sieben und weitere haben gar nicht Platz — umso strammer gehts in seinem Ge- schäft voran!

Wie nur das Professörle die Finger vom Wurstkessel! Was gibts von seinem Zutappen?

Einen frechen, geldgierigen Postle!

Ist etwa das was Kettes?

Gewiß nicht! Wenn fortan der Pantraz an der Posthalte in sein rissiges Horn stößt, vereinen sich die Sternensleute in dem Bestreben, den Rurgast möglichst in die Ferne zu locken und ihn dort zu be- schäftigen.

Das gelingt nicht immer, denn, so lästig sein Ohr die Postmull empfindet, den Professor scheint es zum Postwagen mit Gewalt zu ziehen, selbst wenn er nicht eigene Briefe erwartet. Wenn es dann gerade mit dem Spanier klappt, so erwischt der Pantraz eben seine drei Gulden.

Für die Annahme eines solchen Sündenlohnes wünscht ihm die Sternenswirtschaft ordentliche Strafe und Frau Feltz hat St. Vinzenz einen Dukaten gelobt, damit der Heilige den Burschen exemplarisch büße.

Daraufhin träumt die Meisterin, jemand ziehe sie im Bett vor- wärts in eine ferne Zelt hinein, wo die Briefe nicht mehr teuer sind. Der Rud ist so stark, daß sich davon eine Schleiße muß geöffnet haben, aus der Briefe regnen. Massenhaft! Immer neue mit Groschenmarken darauf kommen! Sie fallen von den Bergen, sie quellen aus dem Boden! Die Tinte klebt! Die Menschen schreiben . . .!

Der Pantraz aber muß Briefe schleppen! Fürchterlich! In seiner Posttasche finden weder Tabak noch Speisereste mehr Raum, sie ist so voll, daß sie ihn am Halse würgt, und seine Gänge werden dämpflig, bis sie die sechs Maltersäcke voll Papier in Titisee broben haben.

Im Herrenküchlein vom „Sternen“ sitzt — unter einem Heer von rotgestegelten Briefen Carminathus Ragenhelmers mit der Eulenbrille. Er probiert zweierlei Kopfbedeckungen. Zuerst den goldbetrehten Dreispiz der Turn- und Taxis-Herren. „Teure Briefe“, sagt er und greift nach der anderen Sorte, der blauen Mütze, die Post-Stephan sei- nen Getreuen anbietet.

Wie schlecht paßte die Kappe zur wohlgekräuselten Perücke des Traumbenters und doch — den Finger an der glänzenden Nase — be- merkt er: „So wohlfeiler wir die Briefe machen, umso mehr verdienen wir!“

An dem Klang dieser Worte erwacht Frau Feltz. Schade, daß der Traum der Sternensfrau zu Ende ist!